

Antje Deistler

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Sambia

vom 27. Juli bis 07. September 1999

Landwirtschaftliche Entwicklungsprojekte in Sambia

Antje Deistler
Sambia, vom 27. Juli bis 7. September 1999

Inhalt

Zur Person

Vorgeschichte: „Geschäftspartner“

Das wahre Afrika

ADMADE – Hilfsprojekte im demokratischen Umbruch

SLAMU – Tierschutz mit Geld und Gewehr

Nachtrag: Apropos Südafrika...

Zur Person

Antje Deistler, geboren 1965 in Mülheim an der Ruhr. Studierte Germanistik, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften und Politik an der Uni Köln. Währenddessen Praktika und freie Mitarbeit bei „radio ff“, dem „Kölner Stadt-Anzeiger“ und verschiedenen ARD-Sendern. Von 1996 bis '98 Redakteurin bei „Eins Live“, der jungen Hörfunkwelle des WDR. März/April 1998 achtwöchige Recherchereise nach Südafrika, Swasiland und Mosambik im Rahmen eines Stipendiums der Internationalen Journalisten Programme (ijp). Seit Januar 1999 wieder freie Hörfunk- und TV-Journalistin in Köln.

Vorgeschichte: „Geschäftspartner“

Investment Centre, Lusaka. Die Regierungsbehörde zur Unterstützung der privaten Wirtschaft in Sambia. Ein kleiner, verwinkelter Flachbau an einer der Einfallstraßen. Ich habe einen Termin mit Peter Lintini, Direktor der Abteilung Wirtschaftsförderung, und gerade ist mein Thema geplatzt. „Wir haben seit zwei Jahren nichts mehr von unseren südafrikanischen „Geschäftspartnern“ gehört“, sagt er.

Die Anführungszeichen an dem Wörtchen „Geschäftspartnern“ kann ich förmlich hören, auch wenn sie unausgesprochen bleiben. Denn Mr. Lintini, ganz Schlips-und-Kragen-Manager, kann seine Geringschätzung hinter den dicken Brillengläsern nicht verbergen, wenn er von der „South African Chamber for Agricultural Development in Africa“, SACADA, spricht.

Mit dieser Organisation und ihrer Arbeit in Sambia wollte ich mich eigentlich während meines sechswöchigen Aufenthaltes beschäftigen. Seit 1995 arbeitet SACADA daran, südafrikanische Farmer in afrikanischen Entwicklungsländern südlich der Sahara anzusiedeln. Dort sollen die auswanderungswilligen Bauern günstig Land erwerben und sich niederlassen können. Im Gegenzug versprechen sie, ihr Kapital zu investieren und ihr agrartechnologisches Know How an die lokale Bevölkerung weiterzugeben. Damit soll die landwirtschaftliche Produktion des Gastlandes gesichert und im Anschluss – und mit der aktiven Hilfe der Südafrikaner – Fortschritte in Infrastruktur, in sozialen Bereichen und natürlich auf dem Arbeitsmarkt erzielt werden.

Interessant an SACADA ist für mich vor allem, dass es sich um eine rein weiße Organisation handelt. Sie wird zwar vom ANC finanziell unterstützt, doch die Programme richten sich an Buren. Südafrikanische Farmer mit den benötigten Möglichkeiten und dem Wissen, um an SACADA-Projekten teilzunehmen, sind fast ausschließlich Afrikaner. Und damit die ehemaligen Profiteure der Apartheid und, so sehen das zumindest viele von ihnen, jetzigen Verlierer im „New

South Africa“. Außerdem ist die Entwicklungshilfeorganisation eng verbunden mit der „Freedom Front“ von Ex-General Constand Viljoen. Diese Partei (nicht zu verwechseln mit der faschistischen „Afrikaner Weerstandsbeweging“ von Eugene Terre'Blanche) tritt für einen weißen „Volksstaat“ ein.

Kein Wunder also, dass die Projekte von SACADA von der internationalen Presse auch schon misstrauisch als „Export der Apartheid“ in andere afrikanische Länder bezeichnet wurden. Dass Buren, noch dazu Mitglieder oder Sympathisanten der „Freedom Front“, als Wohltäter und Entwicklungshelfer in Schwarzafrika arbeiten wollen, nimmt ihnen kaum jemand ab.

Seit einigen Jahren ist SACADA in Mosambik aktiv. Nach Auskunft des Vorstandsvorsitzenden Dries Bruwer und seiner Tochter Theuna in Pretoria wurden Anfang 1999 auch die ersten Projekte in Sambia aufgebaut, darunter ein Aufforstungsprojekt in Barotse-land im Südwesten. Auch seien ihnen Grundstücke bei Mkushi im Copperbelt und am Lufubu Fluss zugewiesen worden. Dort würde ich im August viele mit SACADA zusammenarbeitende Farmer treffen können, schrieb Theuna Bruwer mir noch im April. Doch je näher mein Abflugdatum rückte, desto weniger Informationen bekam ich aus Pretoria. Zahlreiche E-Mails, in denen ich nach Kontaktpersonen und konkreten Ansprechpartnern vor Ort fragte, wurden vage oder gar nicht beantwortet. Fünf Tage vor meiner Reise gab es dann doch noch einmal eine Nachricht aus der Zentrale: Sorry, hieß es, wir haben es nicht geschafft. Niemand von SACADA werde in Sambia mit mir sprechen können, es wird nämlich niemand da sein. Probleme mit dem Fundraising. Andererseits gebe es bereits viele unabhängige südafrikanische Siedler dort, die später mit SACADA zusammenarbeiten wollen. Vielleicht könnte ich die ja besuchen?, versucht die Sprecherin mich zu trösten. Und nennt mir Peter Lintini vom Investment Centre. Der könne mir sicher helfen.

Und da sitze ich jetzt, und der Direktor der Abteilung Wirtschaftsförderung, mein letztes Fünkchen Hoffnung, zuckt nur mit den Schultern. Natürlich gebe es eine ganze Menge südafrikanischer Farmer, die sich in Sambia angesiedelt haben. Aber von einer Verbindung zu SACADA weiß er nichts. Schon gar nicht kann er sich erklären, warum ausgerechnet er mir als Gesprächspartner und Fürsprecher der Organisation genannt wurde. Vor eineinhalb Jahren hat ihn mal jemand besucht, ja. Ein Vertreter von SACADA, der fette Investitionen von südafrikanischen Farmern in Außicht gestellt – und sich dann nie wieder gemeldet hat.

Trotzdem ist dieses Treffen mit Peter Lintini aufschlußreich. Der sambische Businessman hält wenig von den selbsternannten Entwicklungshelfern. Dabei sind ihm die hehren, wohltätigen Ziele, die sich SACADA auf die Fahnen geschrieben hat, völlig egal. Er ist an Investoren interessiert, und in dieser Hinsicht haben die südafrikanischen „Geschäftsfreunde“ versagt. Seiner Meinung nach haben sie einfach nicht genug Geld zusammengekriegt. Ihr Programm, nach

dem die schwarzafrikanischen Gastgeber solvente neue Siedler erwarten können, die Kapital ins Land bringen und darüber hinaus auch noch Entwicklungshilfe leisten, hält er für pure Augenwischerei. Seiner Einschätzung nach ist SACADA eher eine Hilfsorganisation für verarmte Bauern. Und davon hat Sambia selbst genug. Findet er.

Sambia ist groß, fast so groß wie Großbritannien und Frankreich zusammen, hat aber nur rund zehn Millionen Einwohner. Immer mehr Menschen, vor allem junge Männer auf der Suche nach Arbeit, zieht es in die Städte. Bereits jeder zehnte wohnt in Lusaka. Durch die Landflucht wachsen die Elendsviertel in den Städten immens an, die Kriminalität steigt. Auf dem Land versuchen die zurückgelassenen Familien, die inzwischen hauptsächlich aus Frauen und Kindern bestehen, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Von der Landwirtschaft können immer weniger Menschen leben, daher gehen die Ernteerträge ständig zurück.

Wer in Sambia ein Stück Land erwerben will, braucht in der Regel kein Geld. Riesige Flächen sind unbesiedelt und liegen brach. Nur ein Zehntel wird bebaut. Die Regierung freut sich über jeden, der einen ehemals staatlichen Betrieb zu übernehmen bereit ist oder sogar eine neue Farm aufbauen möchte. Das bedeutet Jobs für die Landbevölkerung und vielleicht eine neue Sandpiste oder Straße in der nicht selten vollkommen unerschlossenen Wildnis. Deshalb gibt es Grundstücke gratis. Was man braucht, ist Geduld. Für die Anträge, die ihren Weg durch eine verschlungene Bürokratie nehmen müssen. Und für die Verhandlungen mit den Autoritäten vor Ort. Denn der traditionelle Chief – oder die Chieftainess – besitzt alles Land in der Region, in der sein/ihr Stamm lebt. Und er – oder sie – entscheidet letztendlich, wer sich wo niederlassen darf und wer ein Grundstück bekommt. Oder eben auch nicht. Wenn der Häuptling ablehnt, ist die Regierung machtlos.

Doch das Investment Centre und Peter Lintini sind erstmal nicht wählerisch. Jeder, der Pionierarbeit auf dem Land leisten will, ist willkommen. Ohne Ansehen der Person, ohne irgendeine Überprüfung oder Voreingenommenheit. Die sambische Botschaft in Südafrika hat die zuständigen Stellen in Sambia über SACADA informiert. So weiß auch Peter Lintini von den Verbindungen zur „Freedom Front“ und dem Verdacht, dass diese Südafrikaner die Apartheid jenseits der heimatlichen Grenzen wiederbeleben möchten – auf Kosten des Gastlandes natürlich. „Aber die Buren haben uns viel zu bieten“, meint er. Südafrika ist eine Wirtschaftsmacht und nach Großbritannien der zweitgrößte ausländische Investor in Sambia. Da ist es ihm egal, dass südafrikanische Farmer ihren Ruf als notorische Rassisten nicht loswerden.

Allerdings, räumt er ein, kontrolliere das Investment Centre die geförderten Projekte. Denn man sei sich der Schwierigkeiten durchaus bewusst. Tatsächlich beklagten sich immer wieder Landarbeiter über schlechte Behandlung oder Missbrauch, Schläge und sogar Folterungen durch ihre zugewanderten weißen

Arbeitgeber. Dann leitet das Investment Centre die Beschwerden an die Polizei weiter. In besonders schweren Fällen werde der Täter des Landes verwiesen.

Zum Beweis erzählt Lintini mir von einem Mann aus Simbabwe. Der sei ausgewiesen worden, nachdem er seine Arbeiter übel misshandelt hatte. Die Kontrolle funktioniere also gut. Andererseits wussten die Behörden schon bei seiner Einwanderung, dass der Antragsteller früher für die rhodesische Geheimpolizei gearbeitet hatte. Peter Lintini bezeichnet ihn ganz offen als „Ex-Folterer“.

Ich kann die Geschichte nicht nachprüfen. Tatsache ist aber, dass die sambische Regierung keinen zukünftigen Investor wegen seiner Vergangenheit oder auch nur wegen seiner Herkunft ablehnt. Als ich frage, ob nicht ein bisschen Vorsicht gegenüber dubiosen Organisationen oder Einzelpersonen angebracht sei, lehnt sich Peter Lintini, der Direktor der Abteilung Wirtschaftsförderung beim Zambia Investment Centre, in seinem Chefsessel nach vorne und zeigt mir seine Hände. Die kleinen Narben, sagt er, stammen von Zigaretten, die ein paar Südafrikaner in seiner Jugend darauf ausgedrückt haben. Er schaut mich an wie um zu überprüfen, ob ich angemessen beeindruckt bin. Trotz dieser alten Wunden, fährt er fort, werde er heute keinen Buren daran hindern, nach Sambia zu kommen. Denn erstens gebe es Rassismus überall auf der Welt, und zweitens sei Sambia nach 35 Jahren Unabhängigkeit stark genug, mit diesen importierten Rassisten fertig zu werden.

Die Zigarettengeschichte ist wieder so eine, die ich ihm glauben kann oder auch nicht. Aber ich weiß ungefähr, was er mit der „sambischen Stärke“ meint. Tribalismus und die notorischen gewaltsamen Stammeskonflikte (wie zwischen Tutsis und Hutu in Ruanda oder zwischen Zulus und Xhosas in Südafrika) sind in Sambia seit Jahrzehnten nicht vorgekommen. Und auch dem „weißen Mann“ wird viel Toleranz entgegengebracht. Sambier, das habe ich oft bemerkt, gehen mit dem Thema „Rasse“ erstaunlich entspannt um.

Zum Beispiel Alex. Er ist Kellner im „Chasers“ in Lusaka, einer Bar im Stadtteil Rhodes Park. Hier treffen sich die, die es sich leisten können, Schwarze wie Weiße. Darunter Sambier ebenso wie deutsche, schwedische, kenianische oder südafrikanische Geschäftsleute und Engländer, die hier schon lange leben. „Expatriates“, wie die niedergelassenen Europäer genannt werden. Alex kennt die meisten schon lange, viele von ihnen sind Stammgäste.

Nicht alle können sich benehmen. Berühmt-berüchtigt bei den Angestellten ist Tom Fowler. Der alte Herr hat lange in Kenia, Malawi und Simbabwe gelebt, bevor er vor ein paar Jahren mit seiner Familie nach Sambia kam. Ein Kolonialist von altem Schlag. Jeder kennt seine rassistische Einstellung Schwarzen gegenüber, er macht ja auch kein Geheimnis daraus. Von den Kellnern und Barmännern im „Chasers“ verlangt er, dass sie lächeln sollen. Immer. „Smile!“ befiehlt er, wenn Alex ihm seinen Gin-Tonic bringt, wenn er ihn einschenkt und später, wenn er die Rechnung bringt. Bei Weißen nimmt sich Mr. Fowler diesen

Ton nicht heraus. Alex lächelt ihn trotzdem strahlend an. Was Tom Fowler nicht weiß: Alex ist nicht gehorsam, sondern amüsiert. Seine Kollegen und er lachen ihn nicht an, sondern aus. Sie finden „seine Macken“ lustig, und sie mögen den sonnenverbrannten alten „Muzungu“, den Weißen, sogar ganz gern. Er stammt aus einer anderen, längst vergangenen Zeit. Klar ist Mr. Fowler ein Rassist. Sein Problem.

Dieses achselzuckende, stets höfliche Selbstbewusstsein weißen Rassisten gegenüber habe ich in Sambia oft beobachtet. Ob es die mittellosen Landarbeiter auf Megafarmen weißer Besitzer vor der befürchteten Ausbeutung und Misshandlung schützen würde, wie Peter Lintini vom „Zambian Investment Centre“ hofft, bezweifle ich allerdings.

Nach gut einer Woche in Lusaka musste ich mir also ein neues Rechercheprojekt suchen. Ich beschloss, im weitesten Sinn bei landwirtschaftlichen Projekten zu bleiben. Und fand sogenannte „Community Based Projects“ rund um die sambischen Nationalparks, die nicht nur der Landbevölkerung helfen, sondern auch gegen die Wilderei in den Tierreservaten vorgehen sollen.

Das wahre Afrika

„Zambia – the real Africa!“ heißt der Slogan, mit dem Sambia für sich als touristisches Reiseziel wirbt. Keine hohle Phrase. Das bekommt jeder, der Lusaka verlässt, körperlich zu spüren. Jedenfalls, wenn man so reist wie die meisten Sambier, nicht wie die paar Luxustouristen, die sich von einem Nationalpark zur nächsten 5-Sterne-Lodge fliegen lassen. Der überfüllte Minibus hoppelt über Teerstraßen, die aus Schlaglöchern bestehen oder über Sandpisten, kaum als solche erkennbar. Eventuell vorhandene Stoßdämpfer haben längst den Dienst quittiert. Die afrikanische Idylle haut einem fast die Bandscheiben raus.

Draußen, hinter den gesprungenen Scheiben, erfüllt die Natur den Werbeanspruch. Wildnis über weite Strecken. Abgebrannte Steppen oder dichte Wälder. Die seltsamen weißen Baobab-Bäume ducken sich kahl und apokalyptisch unter dem blauen Himmel. Eine Bergkette am Horizont. Lusaka mit seinen Hochhäusern liegt nur ein paar Minuten hinter uns, hier fahren wir an steinzeitlich anmutenden Dörfern vorbei. Mit Elefantengras gedeckte Lehmhütten. Frauen, die riesige Krüge – oder Plastikkanister – auf dem Kopf balancieren. Hunderte von staubigen, lachend winkenden Kindern in zerrissener Kleidung am Wegestrand. Manchmal müssen wir anhalten, weil ein paar magere Kühe oder Ziegen über die Straße trödeln. Oder weil der Motor oder die Reifen oder die Bremsen oder was auch immer an diesem Vehikel streiken. Es ist wie in dem Bilderbuch, das ich als Kind hatte. Wie in „Jenseits von Afrika“. Wie im Klischee.

Ein paar Tage später sind wir in „Daktari“. South Luangwa Nationalpark. Ein geschütztes Flusstal östlich von Lusaka. Je weiter man sich vom Hauptort Mfuwe entfernt, desto schlechter werden die Straßen, bis sie irgendwann ganz verschwinden. Hier macht die fehlende Infrastruktur den Reiz für die Besucher aus. Foto-Safaris werden zu Fuß durch den Busch geführt. Auf Tierpfaden – andere Wege existieren nicht – wandern die Touristen, begleitet von einem Wildhüter und einem examinierten Führer, von einem Busch-Camp zum nächsten. Durch mannshohes Gras, durch Dickicht oder über weite, fast kahle Ebenen, die in der Regenzeit überschwemmt sind vom Wasser des Luangwa und seinen vielen kleinen Nebenflüssen.

Das Wichtigste ist, was man auf diesen „Walking Safaris“ in den abgelegeneren Teilen des Parks nicht sieht: Andere Menschen. Dafür muss man sich in acht nehmen vor Elefanten, Flusspferden, Krokodilen, Löwen und Leoparden, und begegnet immer wieder großen Herden von Antilopen, Zebras, Büffeln oder einzelnen Giraffen.

Aber so menschenleer und unberührt, wie es scheint, ist es in South Luangwa nicht. Auch hier leben Leute. Die Touristen nehmen sie nur nicht unbedingt wahr. Engländer, Italiener, Amerikaner, Deutsche und Südafrikaner kommen, um ein paar Tage Abenteuer zu erleben. Die Bisa und Ngoni verbringen ihren Alltag hier. Was für die zahlenden Gäste aus Übersee eine aufregende Wanderung voller Naturschönheiten ist, ist für die Bewohner dieser Gegend einfach ein verdammt langer und gefährlicher Weg zum nächsten Geschäft.

40 Kilometer müssen seine Leute zum Arzt oder zum Einkaufen gehen, erzählt mir Dambwele Mwale, der Headman von Mukasanga Village. Mukasanga ist eine Ansammlung von kleinen Dörfern im Norden des Parks. Die rund 700 Einwohner ernähren sich von dem, was ihre Felder hergeben. Außerdem gibt es ein paar Hühner, Kühe und Ziegen. Alles, was sie darüber hinaus brauchen, müssen sie sich im fernen Mfuwe besorgen. Das ist in der Trockenzeit, von Juni bis Anfang November, schon beschwerlich genug. Während der Regenzeit ist es komplett unmöglich. Dann könnten die Läden und die Klinik genausogut auf dem Mond liegen – unerreichbar.

Spätestens im Dezember sind die Steppen und Grasebenen überschwemmt und zu großen Seen geworden. Ausgetrocknete Flussbetten, die die Touristen in der Saison mit angenehm klopfendem Herzen entlangspazieren, verwandeln sich in breite Ströme voller Flusspferde und Krokodile. Im Mai, wenn der Regen nachlässt, machen sich die ersten Dorfbewohner auf den Weg. Bis sie mit frischen Waren und Medikamenten zurückkommen, kann es Tage oder sogar Wochen dauern. Einige Flussarme werden noch zu viel Wasser führen, als dass man sie ohne Boot überqueren könnte. In dem Fall bleibt den Wanderern nur eins: Warten. Sie werden am Flussufer kampieren, ohne Zelt, schutzlos der Witterung, den Tieren und den Moskitos ausgesetzt. So lange, bis das Wasser zurückgeht. Und

später den ganzen Weg wieder zurückgehen, diesmal bepackt mit so viel, wie sie gerade schleppen und auf dem Kopf balancieren können.

Möglicherweise landen sie aber auch erstmal auf dem Krankenbett. Wenn sie Glück haben, bricht die Malaria nämlich gerade aus, wenn sie in der Nähe der Klinik sind. Malaria ist in Sambia immer noch die Todesursache Nummer eins. In den abgelegenen Dörfern werden viele sterben, die während der Regenzeit von Moskitos infiziert wurden. Ohne ärztliche Hilfe und Medikamente müssen kranke Kinder und Alte schon viel Glück haben, um zu überleben.

Kein Zweifel, sagt der „Headman“, das Dorf braucht medizinische Unterstützung, einen niedergelassenen Arzt und ein paar Krankenschwestern, und später will er ein Geschäft nach Mukasanga holen. Erreichen will Dambwele Mwale seine Ziele mit Hilfe des „Department of National Parks and Wildlife Services“, der sambischen Nationalparkbehörde. Die unterhält verschiedene Projekte, die einerseits die Armut der Landbevölkerung bekämpfen und andererseits die gefährdeten Tiere in den Parks schützen will. Das Geld dafür stammt – ausgerechnet – aus den Einnahmen der Jagd.

ADMADE – Hilfsprojekt im demokratischen Umbruch

Wie in Mukasanga Village bei South Luangwa leben die Menschen überall rund um die Nationalparks in ihren grasgedeckten Lehmhütten. Sie ernähren sich von Ackerbau und Viehzucht, wie sie das seit Jahrhunderten getan haben. Früher haben sie gejagt und Wild zur Nahrungsergänzung geschossen. Das dürfen sie nicht mehr, seit die Tiere, ihr „Essen auf vier Beinen“, von einem Tag auf den anderen durch die Nationalparks geschützt waren.

Rund um die sambischen Tierreservate liegen sogenannte „Game Management Areas“ (GMAs), in denen die Jagd ausdrücklich erlaubt ist. Allerdings nur für viel Geld. Internationale Touristen zahlen mindestens 1000 US Dollar pro Tag, um einen Löwen, einen Büffel oder einen Leopard zu töten zu dürfen. „Residents“, also sambische Staatsbürger, können für weniger Geld einen Jagdschein für eine bestimmte Anzahl und Sorte Wild bekommen. Meist sind diese einheimischen Jäger Geschäftsleute aus Lusaka oder anderen größeren Städten. Für Dambwele Mwale und die restlichen Dorfbewohner bleibt das Stück Papier unerschwinglich.

Jahrzehntelang waren die Nachbarn der Parks von ihrer eigenen Umgebung abgeschnitten und entfremdeten sich dieser. Sie durften nicht jagen, und von dem Geld, das mit Jagd- oder auch Fotosafaris verdient wurde, sahen sie nichts. Heimlich wilderten sie für den eigenen Kochtopf – einen Büffel hier, eine Antilope dort. Viel mehr Schaden richteten die kommerziellen Wilderer an. Männer, die vor allem in den 70er und 80er Jahren von weit her kamen, um den uner-

sättlichen internationalen Markt für Elfenbein und Rhinozeros-Hörner zu beliefern. Das Horn eines Nashorns, in Asien als Potenzmittel gehandelt, war und ist Gold wert.

Und so bedienten sich straff durchorganisierte, bis an die Zähne mit alten Armeegewehren bewaffnete Banden der Ortskenntnis und des Wissens der lokalen Bevölkerung. Als Führer und Träger verdienten sich die Dorfbewohner ein paar illegale Kwacha dazu. Die wenigen, vom Staat vernachlässigten und unzureichend ausgerüsteten Wildhüter hatten keine Chance gegen diese Übermacht. Ende der 80er Jahre waren sowohl Breitmaul- als auch Spitzmaulnashorn in ganz Sambia komplett ausgestorben, die Elefantenpopulation bedrohlich zusammengeschrumpft. Auch Löwenrudel, Leoparden und Büffel sah man viel seltener als früher. Ihre Köpfe, Felle und Hörner waren vermutlich jahrelang nach Europa und Amerika geschmuggelt worden, um dort als Trophäen an Wände genagelt zu werden.

Das war die Zeit, in der das „Administrative Management Design“, kurz ADMADE, entwickelt wurde. 1988 wurde es vom National Parks and Wildlife Services etabliert, nach einer dreijährigen Pilotphase in Lower Lupande, einem Nachbargebiet von South Luangwa. Dem System lag eine einfache Erkenntnis zugrunde: Die Menschen müssen etwas von den Nationalparks haben, wenn sie sie wertschätzen und schützen sollen. Ein lebendes Tier sollte mehr einbringen als ein totes. ADMADE wurde mit US-amerikanischen Spendengeldern auf den Weg gebracht, um die Anwohner der Nationalparks an den Gewinnen aus der Tourismusbranche zu beteiligen. Das ist über zehn Jahre her.

Dambwele Mwale hat drei Stühle auf den Platz neben dem Dorfbrunnen tragen lassen. Dort sitzen wir im Schatten des Sausage Tree; der graumelierte Headman, unser Dolmetscher Matthews und ich. Mr. Mwale versteht zwar Englisch, möchte aber nur in Bisa antworten, einer der 72 verschiedenen Stammessprachen und -dialekte in Sambia. Die Sonne scheint, und dutzende von unvorstellbar schmutzigen, neugierigen, fröhlich-rotznasigen Kindern drängeln sich um uns. An den Anblick von „Muzungus“ in ihren durchfahrenden Jeeps sind sie in dieser Gegend gewöhnt. Aber nicht an weiße Besucherinnen, die mitten auf dem Dorfplatz sitzen. Sie bestaunen hauptsächlich mein Aufnahmegerät und das Mikrofon, das ich ihrem Headman unter die Nase halte. Von Zeit zu Zeit kommen sie zu nahe und kichern und tuscheln laut, dann verscheucht er sie. Die Erwachsenen beobachten uns etwas würdevoller aus der Distanz und halten mühsam die eigene Neugier in Zaum.

Das Oberhaupt des Dorfes ist eine Respektperson, das musste man mir nicht erst sagen. Rund 60 Jahre alt, so genau weiß er das selbst nicht, die Augen beinahe bläulich blass, aber aufmerksam. Er schafft es, mich milde von oben herab zu betrachten, obwohl ich ihn im Sitzen überrage. Höflich ist er, ein

Diplomat, der im Auftrag seines Dorfes nichts eventuell Schädliches sagen will. Vor allem nicht zu Weißen. Die sind ja dafür bekannt, dass sie es mit dem Naturschutz haben.

Die Zusammenarbeit mit ADMADE und National Parks and Wildlife funktioniert ganz gut, versichert der Headman. Er ist überzeugt, dass die Wilderei durch die Projekte zurückgegangen ist. Niemand brauche sich jetzt mehr in den Dienst der illegalen Elfenbein- und Rhinozeroshorn-Jäger stellen. Das ist schließlich eine gefährliche Arbeit. Man kann erwischt werden und in die Schusslinie der Scouts geraten. Die standrechtliche Erschießung von Wilderern ist in Sambia zwar nicht erlaubt. Aber Wildhüter und Wilderer liefern sich zuweilen erbitterte Feuergefechte, in denen es um Leben und Tod geht. Noch vor kurzer Zeit war ein Wilderer in den Augen der Dorfbewohner eine Art Robin Hood, der sein Leben riskierte, um den Armen das zu geben, was die Reichen (die Regierung, die Weißen, die Ausländer...) ihnen vorenthalten wollten: Fleisch. Weil die Anwohner der Parks jetzt einen finanziellen Vorteil vom Schutz des Wildes haben, bröckelt dieser Mythos.

Etwas zögerlich gibt Dambwele Mwale zu, dass es auch Probleme gibt. Seit sie keine Tiere mehr schießen dürfen, zerstören Elefanten und Hippos ganz ungehindert die kleinen Äcker der Bauern. Sie zertrampeln den Mais, grasen die Pflanzungen ab oder reißen am Ende der Ernte die Getreidespeicher ein und fressen sie leer. Der Unmut des Headman darüber, dass das Dorf sich nicht mehr wehren darf, ist deutlich sichtbar. Im täglichen Kampf ums Überleben sind die von den Touristen so geliebten Dickhäuter eben immer noch die Erzfeinde der Parkbewohner. Und dieses Problem findet sich überall, nicht nur am Rand des South Luangwa Nationalparks. Mr. Mwale appelliert an die Nationalparkbehörde, sie solle elektrische Zäune ziehen, um die Menschen und ihre Ernte zu schützen. Aber dafür ist kein Geld da, lautet die Antwort aus der Zentrale in Chilanga dann jedesmal.

Der Verteilungsschlüssel sieht folgendermaßen aus: 25 Prozent der erwirtschafteten Einkünfte aus dem Tourismus behält die Regierung. Mit 40 Prozent werden die Scouts in den Parks unterstützt. Das Geld soll in Jeeps, Gewehre, Kleidung, Ausrüstung, Häuser und Löhne der Wildhüter fließen. Und in „Erziehung zum Naturschutz“. So gibt es in vielen Dörfern Imkerkurse. Anstatt einen unter Umständen jahrhundertalten Baum im Nationalpark zu fällen, um an den Honig der wilden Bienen in dessen Krone zu gelangen, sollen die Bauern lieber Bienenstöcke anlegen.

35 Prozent der ADMADE-Mittel schließlich kommen den Dörfern direkt zugute. Damit seien mittlerweile 15 neue Brunnen gebaut, 13 Getreidemühlen angeschafft, 26 Schulen und dreizehn Kliniken neu errichtet oder renoviert und sieben Autos für die kommunale Entwicklung angeschafft worden.

Eine der 13 Getreidemühlen steht in Mukasanga Village. Mr. Mwale führt mich durch das Dorf zu einem – in Deutschland würde man „Bretterverschlag“ sagen. Dies hier ist eher sowas wie ein „Ästerverschlag“. In der Mitte die metallene Mühle, von Wespen umtobt, voller Mehl und Staub, steht sie, irgendwie wie vom Himmel gefallen, da. Doch doch, beteuert der Headman, wenn sie erstmal benutzbar sei, werde sie eine große Hilfe darstellen. Dann müssten die Frauen nicht so viel Zeit mit dem mühsamen Zerstampfen der Maiskörner im Mörser verbringen. Statt dessen könnten sie andere Arbeiten verrichten. Vielleicht könne man mit dem „Posho“ auch noch ein bisschen Geld verdienen. Es fehlt nur noch der Treibstoff für den Motor. Wo der herkommen soll, kann mir keiner sagen.

Neben dieser modernen Erfindung gibt es noch ein anderes Zeichen des Fortschritts in Mukasanga: eine Schule. Die ist jedoch hauptsächlich durch Fördermittel der umliegenden Lodges gebaut worden. Eine private Initiative, die mit ADMADÉ nichts zu tun hat.

„Wir werden ja sehen, wer bisher auf dem Geld gegessen hat“, sagt Dambwele Mwale, und äußert sich damit verhalten optimistisch über die Strukturreform bei ADMADÉ. Dass sein Dorf – ebenso wie viele andere – kein allzu großes Stück vom ADMADÉ-Kuchen gesehen hat, weiß auch Charles Chiwele im „Department of National Parks and Wildlife Services“. Als stellvertretender Projekt-Koordinator bei ADMADÉ gibt er den Chiefs die Schuld an der ungleichen Verteilung der Mittel. Die traditionellen Häuptlinge verwalteten bisher die Gelder und teilten sie in ihrem – teilweise recht großen – Gebiet auf. Theoretisch.

Praktisch „sitzen“ sie, wie Dambwele Mwale es nannte, auf den Dollars. Nicht nur er, sondern alle Beteiligten sind davon überzeugt, dass der Löwenanteil grundsätzlich erstmal in die private Tasche der Chiefs floss. Was übrig blieb, wurde zwar für Schulen, Kliniken und so weiter genutzt. Doch in der Regel profitierte nur die nähere Umgebung des Chiefs. Wo er wohnte, gab es meist sehr schnell eine Verbesserung der Lebensqualität. Entlegene Siedlungen gingen lange leer aus. Doch niemand stellte die Häuptlinge zur Rede, verlangte einen Kassensturz oder fragte nach dem verschwundenen Geld. Ein Chief – oder eine Chieftainess – ist eine unanfechtbare Autorität, ein feudaler, souveräner Herrscher.

An dieser Macht nagt die Reform bei ADMADÉ. Die großflächigen Einflussgebiete der Chiefs wurden in kleinere Einheiten aufgeteilt, in „Village Area Groups“, die die Sambier mit ihrer Vorliebe für Akronyme kurz „VAGs“ nennen. Hier sollen künftig gewählte Komitees – in jedem VAG eines – über die Kassen bestimmen.

Das bekommt auch Chieftainess Chiawa zu spüren. Ich treffe sie in ihrem Stadthaus in Lusaka. Einen traditionellen Häuptling stellt man sich wohl anders vor. Die Chieftainess wirkt eher wie eine First Lady: Sie ist klein und rund, trägt keine Federn auf dem Kopf, sondern ein elegantes Hauskleid und sitzt mir tee-

trinkend auf dem Sofa gegenüber. Nein, sagt sie, sie wisse nicht, ob sie im nächsten Jahr noch Vorsitzende des ADMADE-Ausschusses für Lower Zambezi sein wird. Es wäre ihr nicht recht, abgewählt zu werden, aber wenn sie die benötigten Stimmen nicht bekommt, wird sie daran nichts ändern können. Das weiß sie als erfahrene Politikerin.

Ihr Gebiet, Chiawa, liegt im Süden des Landes. Man betritt ihren Machtbereich, nachdem man, von Chirundu kommend, den kreuzenden Fluss Kafue auf abenteuerliche Weise mit einem Ponton überquert hat. Es ist ein kleines Gebiet, ein schmaler Streifen den Sambesi entlang, das aber auch den Lower Zambezi Nationalpark einschließt. Für die rund 50 Kilometer vom Kafue bis zu den Campingplätzen und Lodges am Reservat braucht ein Wagen mit Vier-
radantrieb mindestens zwei Stunden. Hier lebt das Volk der Goa in den typischen kleineren und größeren Dörfern am Rand der unbefestigten Straße. Ein einziges Haus besteht nicht aus Lehm und Elefantengras: Das der Chieftainess. Es ist einfach zu finden, denn es steht auf einem Hügel, zwei Stockwerke hoch, aus Stein gebaut, mit einem bizarren gelben Türmchen auf dem Dach. Doch meist wohnt sie in ihrem Stadthaus in Lusaka. Die Kinder gehen aufs College in Kanada.

Wie sie sich das alles leisten kann, darüber haben die Betreiber der Tourismusunternehmen am Lower Zambezi keinen Zweifel: Mit unserem Geld, sagen sie – hinter vorgehaltener Hand. Die ADMADE Projekte am Lower Zambezi werden seit kurzem mit dänischen Mitteln gesponsert. Doch die „Game Management Areas“, die umliegenden Jagdgebiete, werfen hier nicht sehr viel ab. Zu viel Dickicht, internationale Jäger tragen ihr Geld lieber woanders hin. So haben sich Campingplatz- und Lodgebetreiber in Eigeninitiative selbst dazu verpflichtet, einen Teil ihrer Gewinne in den lokalen ADMADE-Topf zu spenden. Seit drei Jahren tun sie das. Mit Erfolg, wie sie sagen. Die Wildhüter im Park können mit besserer finanzieller Unterstützung effektiver arbeiten. Noch im letzten Jahr, erzählt Chris Liebenberg, Inhaber des „Chongwe River Camp“, seien 56 Elefanten von Wilderern erschossen worden. Dieses Jahr erst drei.

Auf die Chieftainess, die Verwalterin ihrer Spendengelder, ist er trotzdem nicht gut zu sprechen. Viel mehr könnte vor allem für die Dorfbevölkerung getan werden, meint er. Wenn sie nicht so viel für ihren eigenen aufwendigen Lebensstil abzweigen würde.

Chieftainess Chiawa dagegen verteidigt, auf dem Sofa sitzend, das System der Chiefs als Kassenwarte. Bevor die Landbevölkerung durch den Kolonialismus von ihren eigenen Ressourcen und ihrer Umwelt entfremdet worden seien, habe Naturschutz immer in den Händen der Häuptlinge gelegen. Sie bestimmten, wer wann jagen durfte, nie wurde zu viel Schaden angerichtet. Mit ADMADE, sagt sie, sei die gute alte Tradition langsam wieder zurückgekehrt.

Charles Chiwele, der Mann von der Nationalparkbehörde, will diese Sicht der Dinge nicht mehr unterstützen. Die Chiefs zu eigenmächtigen Kontrolleuren der Gelder zu machen, habe nur die Korruption gefördert. Es gehe jetzt darum, sagt er, der Korruption durch mehr Demokratie zu begegnen.

SLAMU – Tierschutz mit Geld und Gewehr

In der „Post“, einer der in Lusaka erscheinenden Tageszeitungen, stoße ich beim Frühstück auf eine Anzeige: Die „South Luangwa Area Management Unit“ (SLAMU), vormals „Luangwa Integrated Resource Development Project“ (LIRPD), gibt bekannt, dass größere Mengen Flusspferdfleisch zu verkaufen sind. Es habe wieder eine Tötungsaktion im South Luangwa Nationalpark stattgefunden. Der Gewinn komme den ländlichen Projekten von SLAMU zugute.

Mit Aktionen wie diesen machen sich die Betreiber von SLAMU nicht unbedingt Freunde. Schließlich haben sie sich, ebenso wie ADMADE, neben der Bekämpfung der ländlichen Armut, dem Tierschutz verschrieben. Das Prinzip ist, bis auf Details, das gleiche: Die Landbevölkerung wird an den Gewinnen aus der Tourismusbranche beteiligt.

„Culling“, also der systematische Abschuss ganzer Herden von Hippos oder Elefanten, wenn die Populationen zu groß werden, ist grundsätzlich umstritten. Befürworter nennen diese Maßnahmen „aktiven Naturschutz“, Kritiker finden „das Morden“ grausam und überflüssig. Sie vertrauen darauf, dass die Natur das Problem der Überbevölkerung selbst löst, durch Krankheiten oder Hunger beispielsweise.

Doch diesmal sind nicht nur Naturschützer erbost. Dr. Brian Childs, einer der Verantwortlichen, hatte sich mit wütenden Hotelbesitzern, einem beleidigten Chief und mehreren indignierten ADMADE-Vertretern auseinanderzusetzen. Ein Teil des „Culling“ fand nämlich zur Hauptsaison statt, in der Nähe einer der teuersten Lodges in Mfuwe. Die zahlenden Gäste auf der Hotelterrasse wollten niedliche dicke Hippos beim Planschen im Fluss beobachten. Statt dessen mussten sie durch ihre Ferngläser ein Blutbad mitansehen.

Ein anderer Teil des in Lusaka inserierten Fleisches stammte aus einer Aktion im Norden des Parks. Der dortige Chief war nicht gefragt worden – in seinen Augen eine unglaubliche Demütigung und Majestätsbeleidigung. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass der Norden eigentlich „ADMADE-Gebiet“ ist – Wilderei auf dem Boden der Konkurrenz lautete der dritte Vorwurf.

Das alles weiß ich, als ich Brian Childs in der Mfuwe Lodge gegenüber sitze. Denn von seinen Projekten reden viele in South Luangwa. Selten haben Lodgebetreiber oder Safariguidees Gutes zu sagen.

Dr. Childs hat zehn Minuten Zeit, SLAMU berät in der Luxusherberge gerade mit den norwegischen Geldgebern die Finanzierung für das kommende Haushaltsjahr. Der gebürtige Brite guckt mich müde an, als wolle er sich darüber beschweren, dass immer wieder dieselbe Kritik kommt. Tatsächlich hat SLAMU einen schlechten Ruf. Vielleicht klingen die Rechtfertigungen deshalb so routiniert.

Das „Culling“ betreibt SLAMU schon seit Jahren, sagt er, aber nicht zum Spaß, wie er betont. Die Hippo-Bestände seien zu groß. Sie gefährdeten die Umwelt und sind auch selbst nicht mehr gesund. Ja, man könne zwar damit rechnen, dass irgendeine Seuche die Population schon auf natürliche Art und Weise dezimieren werde, aber davon haben die Dörfer rund um Mfuwe nichts. Durch Abschuss und Verkauf der überzähligen Flusspferde könne wenigstens etwas Geld für die Projekte gesammelt werden, und so komme man der Natur doch nur zuvor. Darüber hinaus habe „National Parks and Wildlife“, die Zentralbehörde in Chilanga, von der umstrittenen „Culling“-Aktion im Norden gewusst und sie genehmigt. Die Wut des Chiefs führt Childs auf Kommunikationsprobleme zurück – er sei einfach nicht informiert gewesen, wahrscheinlich wegen irgendeiner nicht funktionierenden Funkanlage. Was allerdings nichts daran ändert, dass der Chief vom Erlös aus dem Verkauf „seiner“ Herde nichts gesehen hat und auch nichts sehen wird. Das Geld kommt ganz selbstverständlich den Projekten weiter südlich zugute, ein anderer Chief und andere Dörfer werden davon profitieren.

Was SLAMU von ADMADÉ unterscheidet, ist im wesentlichen das System der Mittelverteilung. Zum Teil wird das Geld in Projekte investiert, zum Teil aber auch einfach in bar an die Dörfer verteilt. Kritiker – darunter Unternehmer in der Tourismusbranche, die Foto-Safaris im Luangwa-Tal betreiben – führen den Bevölkerungszuwachs rund um Mfuwe auf diese Praxis zurück. Es spreche sich natürlich herum, wenn irgendwo Geld verteilt wird, deshalb seien sämtliche Verwandte der hier ansässigen Familien aus ganz Sambia ins Tal gekommen. Die Folge: Schlechtere Lebensbedingungen und ein Zuwachs der Wilderei – die Leute müssen schließlich essen.

Adam Pope glaubt trotzdem nicht, dass dieser Schuss grundsätzlich nach hinten losgegangen ist. Der „Expatriate“ koordiniert die Naturschutzaktionen der Europäischen Union in Lusaka. Dass der Bevölkerungsdruck, und damit auch die Gefahr für die Parks gestiegen ist, kann er bestätigen. Er wertet dies jedoch erstmal als Zeichen des Erfolgs von SLAMU. In South Luangwa gebe es Arbeitsplätze und Geld, und Regionen mit guter wirtschaftlicher Prognose ziehen überall auf der Welt Menschen an. Ganz normale Migration also. Das Problem sei jetzt die weitere Planung. Um die habe sich, das zeigt seine Erfahrung vor allem mit den Geberländern und auch mit der sambischen Regierung, niemand bisher ausreichend gekümmert. Es gebe keine Fort-

schritte in der Infrastruktur und kaum ein Konzept für die weitere Entwicklung der Tourismusindustrie. Darüber hätte ich gern mit einem Vertreter vom „Ministry of Tourism“ gesprochen. Leider konnte ich in den verbleibenden vier Wochen keinen Termin bekommen. Weder mit Minister Reverend Kapawa selbst, noch mit einem seiner Sekretäre.

Seit SLAMU in der Gegend rund um Mfuwe aktiv ist, ist die Anzahl der Lodges von einer Handvoll auf beinahe 40 gestiegen. Brian Childs führt dies ursächlich auf die Arbeit seiner Organisation zurück. Der Zuwachs an Tourismusbetrieben sei auch der Grund für den Bevölkerungszuwachs, sagt er, nicht das verteilte Bargeld. Das „Safari Business“ bedeutet Arbeitsplätze. Eine von SLAMU durchgeführte Studie habe noch 1990 ergeben, dass 80 Prozent der Leute gegen das Tourismusgeschäft gewesen seien. Heute unterstützen es 95 Prozent der hier lebenden Menschen, weil sie – direkt oder indirekt – davon profitierten.

Die fehlende Planung, von der Adam Pope spricht, macht auch Brian Childs zu schaffen. Gerade erst hat er Verhandlungen mit den verschiedenen Chiefs und allen anderen Autoritäten wie dem „Ministry of Land“ aufgenommen, um einen Nutzungsplan zu erstellen: Wer darf sein Hotel/Lodge/Camp wo aufbauen und wo darf überhaupt nichts mehr gebaut werden? Doch bis die Aufstellung fertig und offiziell ist, werde es noch lange dauern, prognostiziert er. Auch müsse der Zuzug und die weitere Ansiedlung von immer mehr Menschen kontrolliert werden, aber wie das funktionieren soll, darauf hat er keine Antwort.

SLAMU wird in den nächsten Jahren versuchen, finanziell unabhängig und autark zu arbeiten. Dafür wurde der Etat bereits von 1,8 Millionen im Jahr 1998 auf eine Million Dollar zusammengekürzt. Langfristig will man ohne Spendengelder aus dem Ausland auskommen. In vier bis fünf Jahren wird sich NORAD, der norwegische Geldgeber, zurückziehen. Childs will verhindern, dass mit SLAMU dann passiert, was in diesem Fall normalerweise mit allen durch Spenden unterstützten Projekten in Sambia geschieht – eine neue Hilfsorganisation, ein neuer Spender springt ein oder das Projekt kollabiert. Also braucht SLAMU mehr Abgaben aus der Tourismusindustrie, die nur fließen, wenn noch mehr Veranstalter nach South Luangwa gehen. Mehr Straßen, eventuell noch ein oder zwei Flugplätze und eine bessere Infrastruktur werden die Folge und gleichzeitig die Bedingung für den gewünschten wirtschaftlichen Boom sein.

Doch da droht die nächste Falle – wie überall auf der Welt, wo die Tourismusindustrie Fuß fasst. Noch sind Sambias Nationalparks relativ unberührte Naturlandschaften, die sich gerade von der Wilderei erholen. Doch mit immer mehr Touristen, besseren Straßen und besserer Erreichbarkeit werden Gebiete wie das noch unzugängliche South Luangwa-Tal zum eingeebneten, befahrbaren Zoo für die internationale Touristengemeinde. Aber eben möglicherweise auch zu einer etwas weniger feindlichen Umwelt für die Einwohner.

„Zambia – the real Africa“ – Wenn der Werbespruch Erfolg hat, wird er sich bald von selbst erledigt haben.

Welchen Nutzen Projekte wie ADMADE und SLAMU grundsätzlich für den Wildbestand in den Nationalparks haben, darüber streiten sich Förderer und Kritiker. Die Wilderei sei zurückgegangen, bestätigt Wildhüter Goliath Muniama die Darstellung der Nationalparkbehörde. Er geht in South Luangwa Streife und findet heute nur noch vereinzelt Drahtschlingen, aber keine kommerziellen Wildererbanden mehr, sagt er. Ebenso wie Muniama sind die Anlieger des Lower Zambezi davon überzeugt, dass ihre Unterstützung für die Projekte bereits Erfolg gezeigt hat. Klare Zahlen über die Entwicklung der Tierpopulationen liegen aber nicht vor. Kritiker glauben, dass die Initiativen grundsätzlich zu spät gekommen seien. In ihren Augen erholen sich die Elefantenherden seit dem Ende der 80er Jahre nur deshalb wieder, weil in der „Convention on International Trade in Endangered Species“ (CITES) von 1989 ein weltweites Handelsverbot für Elfenbein ausgesprochen wurde.

Für das Rhinozeros kamen alle Aktionen zu spät. Die Art ist in ganz Sambia restlos ausgestorben. Nur im kleinen Mosi oa Tunya Nationalpark auf der sambischen Seite der Victoriafälle gibt es wieder ein paar Breitmaulnashörner. Sie sind aus Südafrika importiert.

Nachtrag: Apropos Südafrika...

Wieder zuhause in Köln, habe ich mich noch einmal meinem ursprünglichen Thema gewidmet und die „South African Chamber of Agricultural Development in Africa“, SACADA, per E-Mail um eine Stellungnahme gebeten. Nachdem Sprecherin Theuna Bruwer mir vor einigen Monaten nur ausweichende bis keine Informationen gegeben hatte, antwortete sie jetzt prompt. Die Organisation befinde sich in einer Phase der Umstrukturierung, antwortet die Tochter des Vorstandsvorsitzenden Dries Bruwer. Der Eindruck, dass SACADA eine Art „Joint Venture“ zwischen ANC und Freedom Front war, hatte so viele private Investoren abgeschreckt, dass in letzter Zeit kaum noch Spenden gesammelt werden konnten. Mit einer politischen Körperschaft wollte niemand aus der Wirtschaft in Verbindung gebracht werden. Die derzeitige Umstrukturierung, von einer Stiftung hin zu einer unabhängigen öffentlichen Handelsgesellschaft, soll dieses Image abschaffen und die Investoren zurückholen. Den Plan, „ihre“ Farmer möglichst bald in Sambia anzusiedeln, hat SACADA noch nicht aufgegeben.

Über das Bild des rassistischen Afrikaners ist man sich bei SACADA durchaus bewusst. Man nennt die „Vorliebe“ der Buren, „unter sich zu bleiben“, aber lieber nicht „rassistisch“, sondern „ethno-kulturell“. „Natürlich“ vermischten sich die südafrikanischen Farmer nicht gern mit der lokalen Bevölkerung. Deshalb

sollten sie nicht als Einwanderer, sondern besser als ausländische Investoren angesehen werden.

Das Thema „Volkszugehörigkeit“ sei von der sambischen Regierung jahrelang durch die Einführung der englischen Sprache als Amtssprache heruntergespielt worden, so denkt Theuna Bruwer in ihrer E-Mail schriftlich nach – vielleicht könnten die Sambier deshalb so wenig mit der traditionellen Einstellung der Buren anfangen.

Ich frage mich, ob dieses Unverständnis so ein großer Nachteil ist.